

Die tote Schwalbe

Autor(en): **Pauli-Bodmer, Emilie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **11 (1907-1908)**

Heft 2

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662267>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Stellung, Glück, Erfolg und Gelingen den Unwürdigen in dieser Welt zufallen, so sind wir vielleicht gerechtfertigt, wenn wir daraus schließen, daß in den Augen des Höchsten die Preise der irdischen Eitelkeiten von keiner so großen Bedeutung sind.

Ein Leben hienieden, in dem alles, was du unternimmst und erstrebst, fehlschlägt und mißlingt, das dich aber für ein besseres Jenseits erzieht, ist sicherlich kein verfehltes Leben.

Die tote Schwalbe.

Ein letzter sonniger Herbsttag war's; recht wonnig mild, so süßer Schwermut voll, so lieb.
Mit tausend glühenden Farben hatt' Natur geschmückt in überschwenglicher Laune
Zum letzten mal die Kinder alle, eh' sie in Feld und Wald sie rief zum langen Schlafe.
Spätsommerfäden schwebten lautlos, brückenbauend zu braungoldnen Brombeerranken
Und hoch, hoch oben unter weißen Lämmerwolken zog ein Schwalbenflug dem ewigen
Frühling zu. —

Ein Herbsttag war's, so wonnig mild, so lieb, zum Jubeln bald und bald zum Weinen.
Wie einen guten Freund hätt' schmeichelnd ich ihn bitten mögen: „Nicht fortgehn —
nein — ach bleib!“

Und unterm Birnbaum, auf der Bank, die weithin lugt bis an verblauernder Hügel Saum,
Bis zu der ewigen Berge firngekrönten, sonnenfunkelnden Stirnen,
Und unter mir den See, die Stadt, die feine, das rege, frohgemute Zürich —
Saß ich und träumte und sinnierte . . . Es war so still. Da rauscht es in den Zweigen
Und flatternd, flügelschlagend fällt zu meinen Füßen eine Schwalbe. Ich heb' sie auf,
Versuch' ihr Leben einzuhauchen, Tautröpfchen auch als Stärkung einzulösen ihr . . .
Umsonst! Schlaff fällt ihr Köpfchen nieder . . . ein Zucken nur — — die glänzenden
Auglein brechen.

Da hob in wildem Mitleid ich die Schwalbe und grub den Mund in ihr flaumweich
Gefieder:

„O herzig Schwälbchen, hast den letzten Atemzug getan auf eines Menschen Hand,
Und einsam nicht, du kleine Vogelseele, mußt du sterben und nicht unverstanden!
Hast du denn — wolkenkreisend, treu der Heimat, Lieb' und Nest geschäftig dir be-
reitend —

Da heuer allzuschnell der Norden seine eisigkalten Boten sandte —
Hast du die Zeit verpaßt, den Augenblick versäumt, dorthin zu zieh'n, wo ewige Lenzluft?
Und konntest, liebe kleine Schwalbe, du denn immer leben ohne Sonne? — —
Ach wisse: Tausende und ich, auch ich . . . wir zogen ahnungslos im Weltenreigen.
Voll Lebenslust, in federleichtem Gang der jungen schlanken Glieder.
Und Erd' und Himmel mochten fassen wir mit starken Händen, verbünden uns
Das ganze große All, die Sonne selbst uns zur Gefährtin machen und schaffen glückvoll.
. . . Da fällt ein Reif. Des Schicksals Sturmesbrausen überbrüllet unser machtvoll
Sehnen

Und große böse Wolken türmen hoch sich vor die Sonne . . . Und dunkel wirds,
Und müd die Seele, wie immer auch wir kämpfen — Einsam verlassen, froster-
starret

Erwache kleine Schwalbe . . . ! hör': Auch ich, ich kann nicht leben ohne Sonne!
Da schrillt ein Ruf . . . Und über'm See fernher verklingt ein Glockenläuten.
Tief unten liegt in bläulichem Dufte die frohe Stadt. Und über'm waldigen Ute
Zieh'n glutumfäunte Wolken langsam durch den Abendhimmel . . . und ver-
schweben . . .
Es fällt der Tau . . . Und an die Wange noch geschmiegt
Halt' ich die kleine tote Schwalbe.

Emilie Pau'i-Bodmer, Zürich.

Gottfried Keller im Spiegel der neuesten Literaturgeschichte.*)

(1819—1890.)

Der Schönheit Blüt' und Tod, das tiefste Grauen
Umklingelst du mit leiser Lorenschelle,
Und darfst getrost, ein Shakespeare der Novelle,
Dein Herb und Süß zu mischen dich getrauen.

Als Goethe starb, saß auf der Schulbank des „Landknabeninstitutes“ bei Zürich ein dreizehnjähriger Knabe, der vielleicht noch kaum den Namen des deutschen Dichters gehört hatte und doch dazu bestimmt war, ein Ende zu machen dem törichtesten Gerede vom „Epigonentum“ nach Goethe: von der Erschöpfung der deutschen Dichtung durch das klassische Zeitalter. Gottfried Keller, der Sohn eines Drechslers aus dem Zürcher Dorfe Glattfelden, wurde in Zürich am 19. Juli 1819 geboren und erzogen, glaubte sich anfangs zur Landschaftsmalerei berufen und ging 1840 nach München, entdeckte, in die Heimat zurückgekehrt, seinen Beruf zum Dichter und gab 1846 eine erste kleine Gedichtsammlung heraus. Eine Zürcher Staatsunterstützung ermöglichte ihm einen längeren Aufenthalt in Deutschland: er weilte in Heidelberg von 1848 bis 1850, in Berlin bis 1855, schuf hier einige seiner Meisterwerke (den Grünen Heinrich, den ersten Band der Leute von Seldwyla, darin Romeo und Julia auf dem Dorfe), kehrte zur Mutter in die Heimat zurück und ließ jenen ersten Novellenband erscheinen, der ihm bei den Besten, auch in der Schweiz einen guten Namen machte. Die Zürcher Regierung glaubte in dem trefflichen Dichter auch einen tüchtigen hohen Beamten zu gewinnen und ernannte ihn 1861 unter Staunen der Philister zum Staatschreiber von Zürich. Er hat dieses Amt bis 1876 verwaltet, und der Kanton hat nie einen bessern Staatschreiber gehabt als Gottfried Keller den Dichter, wie Weimar keinen

Aus der Geschichte der deutschen Literatur von Eduard Engel (G. Freytag in Leipzig und F. Tempsky in Wien. Preis 12 Mark.) Wir glauben, es gibt kein besseres Mittel, unsern Lesern einen Begriff von der Urteilsfähigkeit Engels zu vermitteln, als indem wir mit Ermächtigung der Verlagshandlung ein Kapitel aus dessen Werk abdrucken. Ein Familiengeschenkwerk erster Güte.